

HEIMAT

Flüchtige Wahrnehmung – Fließende Identität





HEIMAT: Flüchtige Wahrnehmung – Fließende Identität
Home: ephemeral perception – fluid identity



Micha Brendel, Kathrin Christoph, Marianna Glynska, Frank Herrmann
Janak Kouzel, Zoriana Kozak, Osmar Osten, Irena Paskali
Sandro Porcu, Detlef Schweiger

Text und Herausgeber: Holger Wendland

FRIESE
Kunstiniziativa ■ „Im Friese“ e.V.



HEIMAT: Flüchtige Wahrnehmung – Fließende Identität Home: ephemeral perception – fluid identity Holger Wendland

Heiner Müller prägte in seinem Poem „Ajax zum Beispiel“ einen radikalen Heimatbegriff.

Heimat ist

Wo die Rechnungen ankommen sagt meine Frau Heimat in der Zange des Geldes, des Konsums, Selbst in der Steuerschraube bis zum Hals, denn die Mehrzahl aller Menschen sind irgendwo erfasst und registriert.

Eigentlich ist Heimat ein fließender, dynamischer Begriff, der räumliche, zeitliche, soziale und kulturelle Dimensionen trägt, der materielle Spuren und immaterielle Haltungen, der Werte oder Erinnerungen prägen kann. Bezugspunkte der Identität ergeben sich aus individuellen Formen der Erfahrung und Stilisierung, aber auch durch äußeren Einfluss.

Heimat ist das Land oder auch nur der Landstrich, in dem man geboren oder bleibenden Aufenthalt hat. Heimat ist der Geburtsort oder ständige Wohnort, das elterliche Haus oder ein Besitztum. So profan nimmt es wohl jeder wahr. Heimat kann aber auch in mannigfaltiger freier Betrachtung auftreten, in gängigen Redensarten gar. Heimat ist die Sprache, in der man sich verständigt, ist auch Kunst, Literatur, Philosophie, Musik (das gesamte Universum, wie bei Sun Ra und Stockhausen).

Sitten, Bräuche, Traditionen bilden für den Empfänglichen ein Heimatgefühl heraus. Heimat kann für Gläubige verschiedener Konfessionen Platons Ort „jenseits des Seins“, das Paradies, der Himmel sein, denn auf unserer Erde weilen sie nur als Gäste, die dennoch das Himmelreich auf Erden suchen.

Die Jakuten in Sibirien besitzen dagegen eine tiefere naturbezogene Erfahrung, die kein Finanzamt kennt, keine Steuerschraube:

Nicht wo du die Bäume kennst,

wo die Bäume dich kennen, ist deine Heimat.

Ursprünglich war das Geschlecht des Begriffes Heimat neutral. Im Mittelhochdeutschen entwickelte sich die feminine Form, die für die heutige Schriftsprache nun ausschließlich gilt. Heimat kann als Neutrum und feminin unmöglich gegendert werden. Welch ein Pech für die einen, welch ein Glück für die anderen?!

Berühmt geworden ist die problemverhaftete, sich eher herantastende Utopie Ernst Blochs in seinem Hauptwerk „Prinzip Hoffnung“. Vieldutzendmal wurde dieser Bogen vom Schein in die Kindheit bis hin zur noch unbehausten Gewahrnehmung der Menschen-Heimat am Ende des Lebens interpretiert, wiederholt und breitgetreten.

„Der Mensch lebt noch überall in der Vorgesellschaft, ja alles und jedes steht noch vor Erschaffung der Welt, als einer rechten. Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende und überholende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“

Fließende Identitäten zum jeweiligen Heimatbegriff stehen in einem symbolischen, einem performativen, einem sinnlichen Bezug. Materielle Spuren und immaterielle Haltungen besitzen ein komplexes Verhältnis zur flüchtigen Wahrnehmung, die nicht die Sinneseindrücke und die Vorstellungskraft, mit deren Hilfe wir diese neu zusammensetzen, meint.

Wir können daher auch von der Tendenz der Flüchtigkeit in der Kunst ausgehen, da die Wahrnehmung der unterschiedlich gefühlten Strukturen der Heimat-Welt nicht immer getreu abgebildet, sondern nur mittels Vorstellung (Phantasie bei Aristoteles) Ordnung findet.

Der Heimweg, das Heimweh, der Heimgang, die Heimkunft setzt das Heimisch-Dasein des Heimkömmlings voraus. Friedrich Nietzsches großes WEH in der Schlussstrophe seines Gedichtes „Vereinsamt“ aber gilt dem Heimatlosen.

*Die Krähen schreien
Und ziehen schwirren Flugs zur Stadt:
Bald wird es schnein. –
Weh dem, der keine Heimat hat.*

Der permanente oder temporäre Heimatverlust ist und war schon immer ein drängendes Problem. Kriege, Seuchen, wirtschaftliche Not begünstigten dieses auch in der Vergangenheit. So sei uns hier eine Betrachtung vom Aufbau einer neuen Heimat und dem erneuten Verlust in ostgalizischen Gebieten erlaubt.



Auf dem kleinen verrotteten deutschen Friedhof in der heute noch von den Ukrainern so benannten Kolonie, dem Neuhof, einem Teil der Gemeinde Nowa Lypiwka mit polnischem Namen Sitauerówka (ab 1939 Lackie Nowe) im Stanislauer Gebiet (Ivano-Frankivsk) in Ost-Galizien, kann man nur noch einige wenige dahinstehende Kreuze entdecken. Nur eines trägt den Namen Zorn, wahrscheinlich Heinrich Zorn, geboren oder gestorben (? genau kann man es nicht eruieren) am 2. September 1874. Somit gehörte dieser



Zorn zur zweiten Generation von deutschen Ansiedlern. Nichts blieb übrig von ihm: *längst verloschen ... keine Graphologie*. Dieses Zorn-Kreuz aber, dort in der ostgalizischen Ebene, erlebte die Schutzherrschaften Österreichs, Polens, der Sowjetunion, des Generalgouvernements und der Ukraine.

Die Kolonie Neuhof wurde 1838 von vorwiegend evangelischen Deutschen gegründet. Sie folgten dem Ruf einer privaten adligen Initiative. Die ukrainischen Bauern verweisen noch heute auf einige

stehengebliebene deutsche Siedlungshäuser, die sie als Lager nutzen. Selbst erbauten sie sich neue, meist betongraue größere Wohngebäude direkt daneben.

Die Einwohner rekonstruierten die dahinsiechende hölzerne evangelische Kirche mit eigener Kraft. Angesichts der fast überall verfallen(d)en protestantischen Kirchen in Ost-Galizien und den allgegenwärtigen Betonkirchen-Neubauten ist dies ein Novum. Der Gottesdienst wird nun konfessionsbedingt im griechisch-katholischen Ritus für



die 70 Nachfahren der Ruthenen und die neuen ukrainischen Bewohner gefeiert. Zorn-Kreuz und hölzerne Kirche sind ein Symbol für den dauerhaften Wohnortwechsel, für Migrations-Ströme von Deutschen in der Vergangenheit in osteuropäische Länder zumeist aus wirtschaftlichen Überlegungen. Interessant ist diese im Mittelalter beginnende Ansiedlungsgeschichte allemal, da sie Besonderheiten aufweist. Der österreichische Kaiser Joseph II. erließ 1781 ein sogenanntes Toleranzpatent für

die Ansiedlung von Bauern und Handwerkern aus dem Deutschen Reich. Dadurch erklärt sich der hohe Anteil an protestantischen Aussiedlern. Regelrechte Anwerbungskampagnen wurden durch Büros in Wien, Frankfurt/Main, Mainz und Rottenburg unterstützt, mit günstigen Bedingungen in den Ansiedlungspatenten. Den Siedlerfamilien wurden 15 Hektar Ackerland, Steuerfreiheit für mindestens sechs Jahre, Zuteilungen von Vieh und Einrichtungsgegenständen und sogar Militärfreiheit zugebilligt.



Auch städtische deutsche Siedler – Kaufleute, Handwerker, Gewerbetreibende, Gelehrte und Professoren – zog es nach Ost-Galizien. Sie stellten ein Drittel des damaligen galizischen Beamtentums.

Infolge des Hitler-Stalin-Paktes besetzte die Sowjetunion 1939 Ost-Galizien und siedelte die meisten Deutschen um. In Auffanglagern wurden „diese Deutschen“ dann in „Rassebewertungsgruppen“ unterschieden.

Einige Wenige mit „Rassebewertungsgruppe IV“ fanden im Deutschen Reich Aufnahme, die meisten mussten sich im sogenannten „Reichsgau Wartheland“ und im Gebiet um Łódź (damals „Landkreis Litzmannstadt“ genannt) ansiedeln.

So fand die Integration deutscher Siedler in einem neuen Heimatland, eine Marginale der Migrationsgeschichte in der Kolonie Neuhoof, ein Ende.

Photographien Kolonie Neuhoof von Holger Wendland

Der 1985 in Minsk geborene promovierte Biologe und an der Minsker Photoschule ausgebildete Photograph Janak Kouzel forscht seit etlichen Jahren an Universitäten in Deutschland, in Norwegen und Japan. In einem Interview, welches ich mit ihm führte, antwortete er auf die Frage:

... welche Bedeutung misst du deiner weißrussischen Heimat bei?

„Belarus hat mich 24 Lebensjahre stark geprägt, durch die Schule, die Universität und die photographische Ausbildung. Trotz der Tatsache, dass ich im Moment hauptsächlich in Deutschland lebe, besuche ich Belarus, auch der Familie und der Freunde wegen, sehr oft.

Auch kann ich in meinem Heimatland, da ich Land und Leute kenne und deren Sprache verstehe, besonders tief in photographische Erkundungen eintauchen.“

Seit der gewaltsamen Niederschlagung der 2020er-Proteste gegen das Regime Lukaschenka, die mit der Verhaftung vieler seiner Freunde und der Erstarrung in der Diktatur vorerst endeten, ist es für ihn momentan schier unmöglich, Belarus normal zu bereisen, da er sich eindeutig für demokratische Verhältnisse in seinem Heimatland positioniert. Janak arbeitet seit vielen Jahren mit dem 1965 geborenen Künstler Ales Pushkin zusammen. Er dokumentierte seine Aktionen und Performances. Schon früh kam Ales Pushkin mit den Gesetzen des Imperiums in Konflikt. 1984 wurde er gegen seinen Willen zum Militärdienst in den Krieg nach Afghanistan eingezogen. „Die realen Erlebnisse dieses Militärdienstes notierte er in einem Tagebuch in weißrussischer Sprache. Ein Mitsoldat

aus Belarus, der sich Zugriff auf das Tagebuch verschaffte, denunzierte ihn bei den militärischen Vorgesetzten. Ales bekam Probleme, denn sein Tagebuch wurde mit dem Etikett ‚antisowjetisch‘ versehen. Am Ende der 1980er-Jahre wurde Ales in der Studentenbewegung aktiv und forderte die Behörden zu ersten Reaktionen auf seine öffentlichen Aktivitäten heraus.

Der Zusammenbruch der Sowjetunion bedingte eine Renaissance der durch das Sowjet-Regime zum Vergessen verurteilten und vernachlässigten weißrussischen Kultur.

In dieser Zeit reifte Ales Pushkin als Künstler. 1994 eröffnete er in Witebsk (hier lebten und arbeiteten schon Chagall und Malewitsch) eine der ersten privaten Kunst-Galerien des Landes.

Jedoch nach den ersten Präsidentschaftswahlen im Jahr 1994 wurde die kurzlebige weißrussische Kultur-Renaissance dramatisch beendet. Das autoritäre Regime im Sowjet-Style verübte Rache, auch an Ales. Seine Kunstgalerie wurde 1997 von den Behörden geschlossen, deswegen musste er mit seiner Familie in seine kleine ländliche Heimatstadt Bobr umziehen.

Dennoch war er weiterhin öffentlich künstlerisch tätig und wurde mit seinen Performances, die heikle Themen des gesellschaftlichen Lebens berührten, berühmt. In seiner Performance ‚Ein Geschenk für den Präsidenten‘ (1999) verbrachte er eine Schubkarre mit Gülle zum Verwaltungspalast des Präsidenten. Er durchbohrte das Porträt des autoritären Führers mit einer Heugabel und schrieb Worte der Dankbarkeit zur fünfjährigen Herrschaft des Allgewaltigen nieder.

Diese außergewöhnliche ‚zynische‘ Aktion wurde vor Gericht verhandelt und mit einer zweijährigen Bewährungsstrafe und regelmäßigen Polizeikontrollen sanktioniert. Die große öffentliche Resonanz dieser Performance hatte sofortige staatliche Konsequenzen zur Folge mit der Entfernung seiner Arbeiten aus allen Kunst-Räumen, Galerien und Museen. Dies begrenzte drastisch die Ausstellungs-Möglichkeiten seiner Gemälde in seinem Heimatland. Die örtlichen Behörden von Bobr organisierten planmäßig provokative existenzbedrohende Handlungen gegen ihn und sie verängstigten die Einheimischen mit Sanktionen im Falle einer irgendwie gearteten Unterstützung des Künstlers. Vor einer der ‚Präsidentschaftswahlen‘ wurde Ales durch die Polizei in Beugehaft genommen, um ‚unerwartete Bewegungen‘ in der Öffentlichkeit zu verhindern.“ So beschrieb es Janak Kouzel.

Auch bei den 2020er-Protesten demonstrierte Ales an vorderster Stelle. Ein Bild, in vielen Nachrichtensendungen gezeigt, ging um die Welt.



Am 30. März 2022 wurde Ales Pushkin zu fünf Jahren Haft verurteilt nach §§ 130, 370 wegen Volksverhetzung und Verharmlosung des Nationalsozialismus.

„Das Regime hat Ales nach Hrodna verlegt, wo strengere Bedingungen herrschen (er weigert sich Russisch zu sprechen – er spricht die weißrussische Sprache der Opposition; Lukaschenka spricht Russisch A.d.R.). Die Kommunikation mit ihm ist sehr eingeschränkt und soweit ich gehört habe, erhalten derzeit nur Mitglieder seiner Familie einige Briefe von ihm. Ich stehe in Kontakt mit seinem Sohn, seiner Frau und seinem Cousin.“ Dies erfuhr ich aus einer E-Mail Janaks.

Hoffen wir, dass Ales seinen strengen Gefängnis-aufenthalt ohne bleibende Schäden übersteht, denn „... Ales ist ein sehr offener Mensch, voller Ideen und Optimismus für die Zukunft seines Landes. Seine Kunst ist vielschichtig, sie reflektiert sowohl historische Momente, couragierte Handlungen seiner Zeitgenossen und entwickelt viel Phantasie für eine bessere Zukunft. Er beschäftigt sich ebenso mit alten heidnischen Traditionen der vorchristlichen Zeit, aber auch mit christlichen Motiven. Ales malt Bilder für katholische und orthodoxe Kirchen. Seine Werke wurden in Museen und Galerien in Weißrussland, Polen, Russland, Schweden, Norwegen und den USA ausgestellt.“

Alljährlich zelebrierte er mit Freunden und Künstlern an seinem Heimatort das Iwan-Kupala-Fest. Namentlich und kalendarisch stehen die Feiern in



Verbindung mit dem Geburtstag des Täufer-Propheten Johannes sowie dem heidnischen Gott „Kupalo“, der allerdings nicht nachgewiesen ist und mehr eine Erfindung von Neu-Heiden sein soll. Dessen ungeachtet werden heidnische und christliche Bräuche miteinander verbunden.

Die jahrhundertealten Traditionen dieses slawischen Mitsommernachtstages basieren auf dem Mythos des Sieges des Lichts über die Dunkelheit, dem Verschmelzen aller Lebewesen zu einem

Organismus, zum Wieder-Erwachen der Natur. Man glaubt, dass alle Pflanzen an diesem Tag besondere magische Kräfte haben. Deshalb sammeln junge blumenbekränzte und mitunter auch nackte Mädchen singend Heilpflanzen.

Das Feuer hat in der Nacht von Iwan-Kupala eine besondere Bedeutung, es verbannt alles Schlechte und befreit Menschen von negativen Gedanken, deshalb ist der Sprung über das Feuer das wichtigste Reinigungs-Ritual.









Bei seinen Aktionen benutzte Ales stets die weiß-rot-weiße Flagge, die nach der Unabhängigkeit des Landes von der Sowjetunion wieder einge-

führt worden war, von Lukaschenka 1995 aber ersetzt wurde. Sie war 1917 die erste Flagge von Belarus und ist seit den Protesten im Jahr 2020



wieder zum Symbol der Demokratiebewegung geworden. Unter dieser Flagge fand 1917 in Minsk der Erste Allbelarussische Kongress statt. Die 1918

gegründete Weißruthenische Volksrepublik verwendete sie ebenfalls.

Alle Photographien von Janak Kouzel

Für die 1969 am wunderschönen See in Ohrid geborene und später in Skopje wohnende und Kunst studierende Irena Paskali, die seit 2004 in Köln lebt und ein erneutes Kunst-Studium mit dem Master of Art abschloss, eine Weltenbummlerin mit ihren Ausstellungen und Residenzen, ist die Kunst und natürlich ihr Vater-/Mutter-Land Mazedonien Heimat.

MITGIFT 2016 // DOWRY 2016 ist ein Projekt von auf Kunststoff gedruckten Arbeiten, die uns direkt, haptisch sozusagen ergreifen, die bedingt durch die Stofflichkeit der benutzten Strickwaren einen performativen Akt vordergründig ausschließen und Akteurin und Material zur Skulptur verschmelzen lassen.

„Es ist eine alte Tradition in Mazedonien, dass eine Braut eine Mitgift erhält, um sie in ihre Ehe einzubringen. Die Mitgift der Strickbekleidung wurde in der Regel von den Müttern, Großmüttern und Tanten der Familie von Hand gefertigt. Je umfangreicher die Brautausstattung ausfiel, je wohlhabender war die Familie. Die Höhe der Mitgift zeugte davon, ob die Braut aus guten Verhältnissen stammte und gut in die Gesellschaft integriert war, deshalb war und ist es eine Art ungeschriebenes Gesetz und liegt in der Verantwortung der Frauen der Familie, die Mitgift der Braut für die Hochzeit herzustellen.

Meine Oma hat mir sehr viele Hand-Häkeleien als Heiratsgut übergeben, die ich jetzt in Deutschland hege und pflege, die eine Erinnerung an meine Kinderzeit, Heimat und Oma sind.“



Обре имат за Крем
1 гарнитура со се
парчов тинданфери
и мам тика све од крема

1 гарнитура порткал
лов паршав миве и
и мам.

2 гарнитури само ор
тинке

1 гарнитура на ма-
тно кремаво со полца
онму мустрама е кака
е мисовидна со 3 парчета.

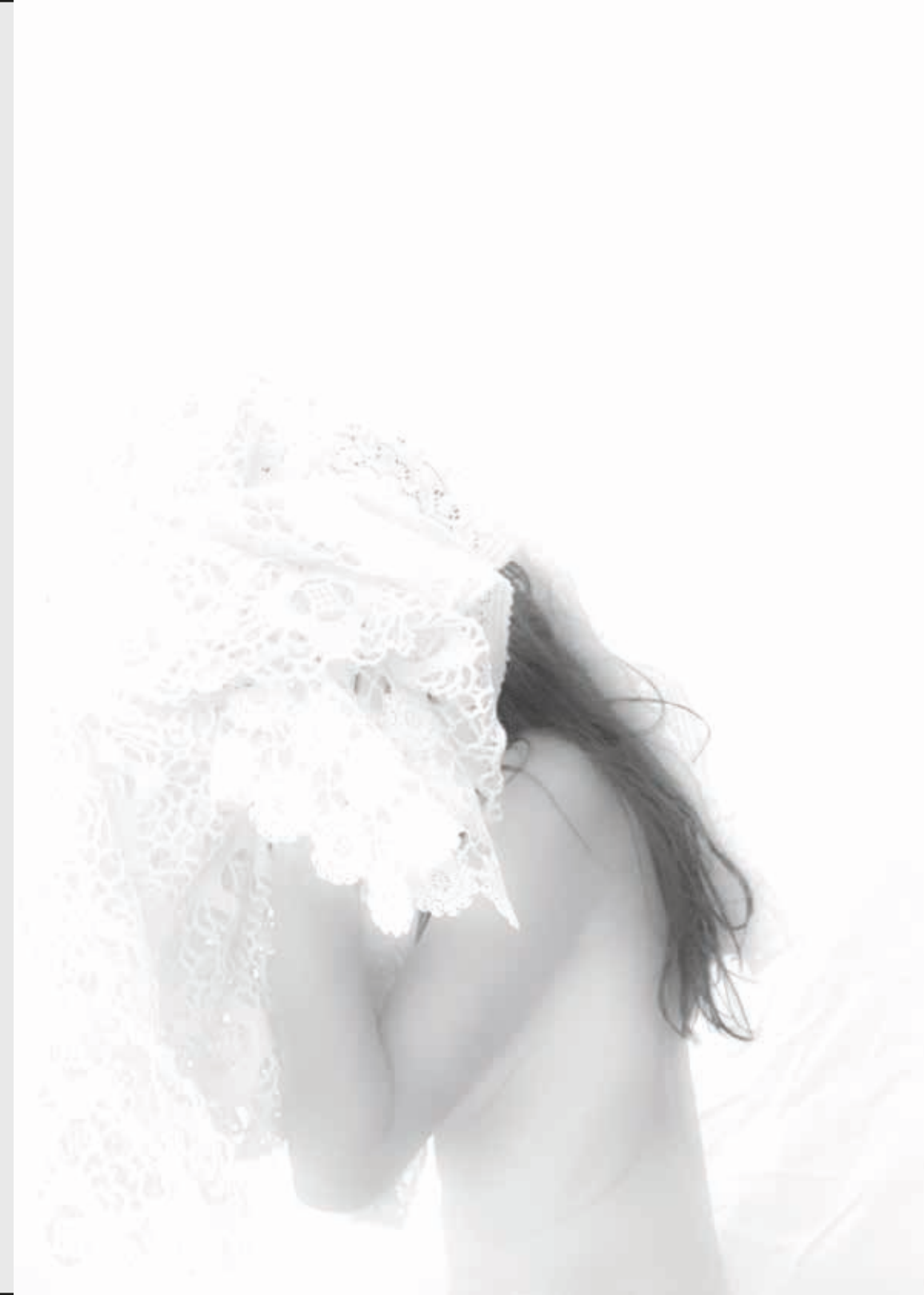
Имам 3 перници едно
покривке и неколку по-
кривки за табана.

Имам една гарнитура со 3 ча-
ршафи готова од бавен

Handschriftliches Mitgift-Verzeichnis der Oma Irena Paskalis (o.)
Mitgift-Skulptur wie eine Behütung (r. S.). Alle Photographien sind von Irena Paskali











„Der Gedanke ‚Heimat‘ hat für mich im herkömmlichen Sinn keine Bedeutung und auch noch nie gehabt, soweit ich mich erinnere.

Wenn ich an das einst oft gesungene Lied ‚Meine Heimat ...‘ denke, kommt auch da klar zum Ausdruck, dass unsere eigentliche Heimat die Natur ist, die schon lange vor uns existierte.

Ich wurde in keinerlei Weise im traditionellen Heimat-Sinne erzogen. Mein Vater hat mit mir jedes Wochenende Ausflüge per Rad, Ski oder zu Fuß in die Landschaft unternommen. Die Natur hat mich fernab von Heimatgedanken geprägt.

Karl-Marx-Stadt ist mein Geburtsort. Mitte der 1970er-Jahre ging ich nach Dresden zum Studium, ohne etwas zu vermissen. Jetzt lebe ich vorrangig in Brandenburg und verspüre hier keine Sehnsucht nach Dresden. Ich sage gern: ‚Ich kann nichts dafür, dass ich zufällig in Deutschland geboren bin.‘ Aber es gibt noch eine ‚kleine Heimat‘, die mich davon abgehalten hat, nach Schweden auszuwandern: das ist die Familie.

Ich kehre hin und wieder an die hinter mir gelassenen Orte in Gedanken oder real zurück und schwelge in Erinnerungen. Erinnerungen sind somit auch ‚Heimat‘, die aber keines Ortes bedürfen, um in einem wach zu werden.“

Dies schrieb mir der 1955 in Karl-Marx-Stadt geborene Künstler Frank Herrmann. Neben der Natur benennt er auch die deutsche Sprache als seinen sicheren Heimathafen.

Seit Jahren fotografiert Frank Herrmann verlassene, stillgelegte Autowracks in der Landschaft. Das Auto, das „liebste Kind“ vieler Deutscher, ist eine Grundfeste des momentanen Wirtschafts-

Wohlstandes. Automobile Produktionsstätten auch der Zulieferer an fördermittelzuflussreichen neuen Standorten lassen an neuen Arbeitsplätzen auch neue geographische Heimaten entstehen.

In einem „Spiegel“-Interview stellte Peter Sloterdijk eine provokante These auf, die neben Wirtschaftskreislauf-, Transport-, Reise- und Verkehrs- und den damit verbundenen Strukturproblemen auch eine tiefersitzende psychologische Disposition der Autobesitzer aufdeckt.

„Das Automobil ist ebenso sehr Rausch- wie Regressionsmittel. Es ist ein rollender Uterus, der sich von seinem biologischen Vorbild dadurch vorteilhaft unterscheidet, dass er mit Selbstbeweglichkeit und Autonomiegefühlen verbunden ist. Und es geht noch tiefer: Das Auto ist eine um den einzelnen Fahrer herumgebaute platonische Höhle mit dem Vorzug, dass man in ihr nicht angeschmiedet sitzt, sondern dass die fahrende Privathöhle Ausblicke auf eine vorbeigleitende Welt gewährt. Daneben gibt es auch phallische und anale Komponenten am Auto: das primitiv-aggressive Konkurrenzverhalten, das Aufprotzen und das Überholen, bei dem der andere, der langsamere, fast wie beim Stuhlgang, zum abgestoßenen Exkrement gemacht wird.“

Diese „Rostlauben“ sind die unmittelbarste Verbindung der Besitzer zum „rollenden Uterus“, indem sie sich geborgen fühlten und Dominatoren waren.

Frank Herrmann ironisiert mit seiner Serie „diese Gedanken“ einerseits, andererseits überlässt er es uns, die „Objekte der Begierde“ als singuläre Skulpturen in der Landschaft wahrzunehmen.











Die 1994 in Lviv geborene Zoriana Kozak, die bis zur russischen Invasion in Kiev an der Academy of Media Arts studierte und zuvor auch in Krakau das Institute of Management mit der Masterthese „Speculation on the art market“ absolvierte, daneben private Kurse in Photographie und Keramik besuchte, ist inzwischen besonders in der rührigen Szene in Ost-Galizien eine anerkannte Künstlerin, die sich an allen wichtigen Kunstprojekten beteiligt und diese sogar mitproduziert.

Zoriana absolvierte 2022 bei der Kunstinitiative „Im Friese“ e.V. gemeinsam mit ihrer Kollegin Marianna Glynska und anschließend in Neumünster gleich zwei zeitlich aufeinanderfolgende Residenzaufenthalte und beteiligte sich an mehreren Ausstellungen. Sie kehrte im Dezember in ihr Heimatland zurück. Dies war ihr wichtiger, als in relativer Sicherheit in der Bundesrepublik im Flüchtlingsstatus zu verweilen.

Aus dem umfangreichen Fundus ihrer entstandenen Arbeiten während des Residenzaufenthaltes in Kirschau steuert sie einige ausgewählte Maskenobjekte für unsere Ausstellung bei und übermittelt uns dazu einige Gedanken:

„Seit dem Beginn der russischen Invasion haben viele Millionen Menschen die Ukraine verlassen. Das Wort Flüchtling oder IDP (Internally Displaced Person) trifft inzwischen auf jeden dritten Ukrainer jedes Geschlechts und jedes Alters zu. Was verbirgt sich hinter diesem Flüchtlings-Begriff, was sind die psychologischen Prozesse und Folgen? Eine fließende Identität kann als eine solche beschrieben werden, die sich ständig verändert oder sich ständig weiterentwickelt.

Doch welche Auswirkungen hat die erzwungene Emigration mit der Angst, sein Leben zu verlieren, auf die Identität? Wie verändert sich diese, wenn in der Heimat nichts als Erinnerungen zurückbleiben?

Die keramische Arbeit ‚Autoportrait‘ (l. S.) entstand während meiner Residenz in Kirschau 2022. Ich verwendete Schamotte, Glasuren, Oxyde.

Verändern sich unsere Gesichtszüge mit dem Wechsel der Identität oder sind es nur innere Veränderungen? Oder ist es der Verlust des Landes, in dem man geboren und aufgewachsen ist, die Ungewissheit und die Ungewissheit, wann (und ob) man zurückkehren kann?

Die Geisteshaltung eines Menschen wird durch sein Heimatland und seine Kultur geprägt und während des Krieges ist nicht nur das Land, sondern auch die Kultur bedroht, was zu einem Verlust des Gefühls der Zugehörigkeit zu etwas Größerem führt. Es entsteht ein Gefühl der Isolation und Einsamkeit. Darüber hinaus kann der Verlust von Bräuchen und Traditionen, die Teil der eigenen Identität sind, die innere Einheit, die Fähigkeit, man selbst zu bleiben, zerstören.

Ich verwende den Effekt der Doppelbelichtung und überlagere zwei Photos. Das Erste ist von einem Lagerfeuer, das ich in der Ukraine vor meiner Abreise nach Deutschland photographierte, und das Zweite wurde an einem kleinen ruhigen Teich in Kirschau aufgenommen.

Hierbei geht es um die Wahl, vor der viele Ukrainer stehen, in einem brennenden Haus zu verbleiben oder auszuwandern ins Ungewisse.“ (S. 42)





„In Sizilien geschah Ungeheuerliches! Ich, Sandro Porcu, wurde gekidnappt!

Mein Onkel Salvatore erhoffte sich in den 1960er-Jahren eine Militärkarriere auf Sizilien, doch leider hatte er nicht das geforderte Gardemaß. Trotz monatelanger Streck- und Dehnübungen wurde er nicht größer, er war einfach zu klein für den Armeedienst. Mangels anderer Arbeitsperspektiven entschloss er sich allein nach Deutschland, nach Bad Wimpfen in Baden-Württemberg, auszuwandern. Dort schlug er sich mit verschiedenen Gelegenheitsjobs durch, übernahm später selbstständig eine ehemalige deutsche Gaststätte und lernte dadurch seine Frau kennen, heiratete und bekam mit ihr zwei Kinder.

Im Sommer 1972 auf Sizilien geschah es!

Meine Mutter war damals Schneiderin, mein Vater arbeitete im Bergbaugebiet der Gessolungo-Mine, einem Kalium-Salzbergwerk, in der Zeche Pasquasia. Er war dort für Sprengungen und Fördermaschinen verantwortlich. Mein Bruder studierte in San Cataldo im ersten Semester Landwirtschaft. Meine beiden Schwestern gingen zur Schule. Und ich, knapp sechs Jahre alt, ‚der letzte Nagel in der Holzkarosse‘, wie mein Vater zu sagen pflegte, ging in den Kindergarten.

Onkel Salvatore verbrachte mit seiner neuen Familie etliche Urlaubstage in Caltanissetta, im Zentrum der Insel Sizilien, meinem Geburtsort. Caltanissetta ist in jede Richtung vom Meer eine



knappe Stunde entfernt. Salvatore strotzte vor Stolz, in Deutschland eine neue Heimat mit wirtschaftlicher Selbstständigkeit gefunden zu haben. Salvatores Urlaub ging dem Ende entgegen und wir verabschiedeten seine Familie bei uns in Santa Barbara, einem Vorort von Caltanissetta. Onkel Salvatore fragte mich kurz vor dem Aufbruch zum Bahnhof vor unserer Wohnung: ‚Willst du mit uns nach Deutschland reisen?‘ ‚Ja! Klar!‘,

antwortete ich. Was sollte ein Sechsjähriger auch bei solch einem energiegeladenen Onkel und einer so warmherzigen deutschen Tante antworten? Das Unvorstellbare geschah! Ich wurde ohne Pass, ohne Kleidung, ohne Koffer und weitere Utensilien im Zug Richtung Messina und dann weiter durch ganz Italien nach Deutschland entführt. Mein Onkel Michele, der Einzige, der das liebe gemeinte Entführungsdrama mitbekommen hatte, teilte meiner Mutter mit: ‚Sandro ist auf dem Weg nach Deutschland!‘

Meine Mutter weinte bitterlichst, doch nach zwei Stunden klingelte das Telefon in Santa Barbara. Salvatore rief vom Bahnhof in Messina an: ‚Wir haben Sandro mitgenommen, spontan ... Schwester Maria, sei mir nicht böse ... Du weißt, wir haben zwei Kinder, die gut versorgt sind. Es würde mich wirklich sehr freuen, wenn ihr Sandro in Deutschland abholt und es mit einem Besuch bei uns verbindet.‘

Mutter und Vater begaben sich gezwungenermaßen auf die lange Reise. Nach deren Ankunft wurde meinen Eltern das Übersiedeln nach Bad Wimpfen schmackhaft gemacht: das viele Wasser in den Flüssen, das viele Grün und vor allem die Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten ...

Kurzum: Mein Onkel organisierte für uns alles Notwendige zum Bleiben. Meine Mutter fand Arbeit in einer Lederfabrik und mein Vater in einer Saline vor Ort. Mein Bruder brach das Studium ab, absolvierte einen Schweißerkurs und wurde als Fachkraft eingestellt. Ich selbst ging noch ein Jahr in den Kindergarten und wurde danach eingeschult.



So kam meine Familie eigentlich nicht geplant in die Bundesrepublik Deutschland.“

Einige hundert Jahre vor dieser kleinen sizilianischen Affäre wurde auf der Kaiserpfalz in Wimpfen 1235 bedeutende sizilianisch-deutsch-römische Geschichte geschrieben. Der aufmüpfige deutsche König und König von Sizilien Heinrich (VII.) – der Geklammerte – musste sich dort seinem Vater Kaiser Friedrich II. und ebenso Regent von Sizilien unterwerfen.





„Die Sabucina von Santa Barbara aus gesehen. Diesen Ausblick vermisse ich. Sizilien bleibt wohl für immer auch meine Heimat.“ (o.) Quelle: OppidumNissenae Wikipedia
 S. 46 Caltanissetta „Balkon“ Quelle: OppidumNissenae Wikipedia
 S. 47 Friedrich II. mit seinem Falken, aus sog. Manfred-Handschrift, spätes 13. Jh.
 S. 48 Salvatore und Sohn im Kinderwagen und Sandro Porcu kurz nach Kidnapping in Bad Wimpfen
 S. 49 Sandstein des Berges Sabucina (Abbaugbiet Caltanissetta) – Objekt

Da der Begriff – Heimat – seit meiner Kindheit mit einem wohligen Aufgehoben- und Behütetsein besetzt war, verstärkte sich in den Jahren des Erwachsenseins und der beruflichen Möglichkeit der künstlerischen Auseinandersetzung das zwingende Bedürfnis, das „Innenleben“ des Heimatbegriffes im Auge zu behalten. Besonders die letzten Jahre brachten starke gesellschaftliche Differenzen und Polarität ans Tageslicht, die mich umtreiben und zu meinen künstlerischen Äußerungen führen.

In der Bildserie „Sichtweite“ zeigt sich eine mittels Collage-Technik Schicht um Schicht aufgebaute Landschaft und charakterisiert die heimatliche Scholle, das Vertraute, das Verbindende, das Fundament des Daseins, die Vielfalt, das Schützende, das Stabile, die Hülle ... (aber auch das Gefährdete!).

Auf Sichtweite bleiben, zuhören, das Miteinanderreden nicht verlernen, Akzeptanz, Toleranz, Respekt, Achtung – auf allen, auch den nachfolgend benannten Ebenen – ist das Anliegen der neuen Bildserie symbolisiert durch Figuren in unterschiedlichen Distanzen.

„Auf Sichtweite bleiben“ wünsche ich mir, wie folgt, verstanden zu wissen: beobachten, andere wahrnehmen, sich annähern, sich zurufen, verständigen, ein Stück gemeinsam gehen, etwas bewegen, sich stärken, aber auch getrennte Wege akzeptieren ... in der kleinsten Zelle wie im Großen und Ganzen ...

Die Bildserie „Sichtweite“ baut auf meine Arbeiten von 2022 „Brückenfinden“ und „aqua fragile“ auf und setzt die Beschäftigung mit dem, was uns umgibt, fort.

In der Werkserie „Brückenfinden“ dienen Architekturen als Metapher für zwischenmenschliches, gesellschaftliches, kulturelles, politisches Ausbalancieren.

„aqua fragile“ symbolisiert die Brisanz eben dieser Themen metaphernartig, mit steigenden Wassern, schwankenden Architekturen fertig zu werden und dem Versuch, unüberwindbar Scheinendes zu relativieren. Und auch 2023 ist es nicht möglich, diese Beobachtungen zu ignorieren oder außer Acht zu lassen.“

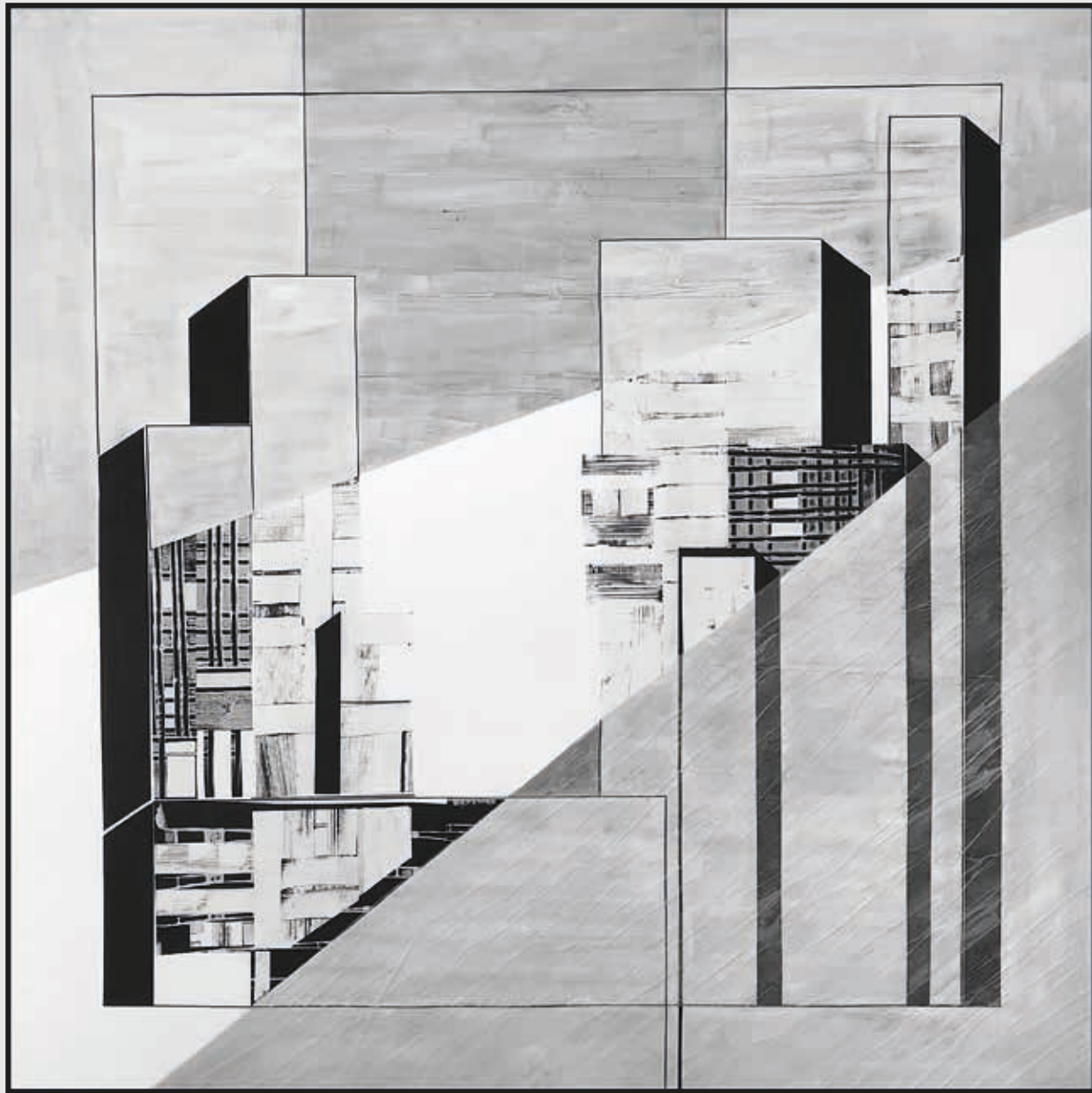
So beschreibt die 1964 in der Oberlausitz geborene und immer noch in Neugersdorf lebende und arbeitende Künstlerin Kathrin Christoph ihre Heimatwahrnehmung als „Fundament des Daseins“.

Sie produzierte Acryl-Collagen auf Leinwand mit der Methode der Décalcomanie. Diese Methode, der Name ist nicht so geläufig, ist ein künstlerisches Abklatschverfahren. Ein Blatt Papier wird mit flüssiger Farbe bestrichen, darauf legt man einen Papierbogen oder eine Glasscheibe, dann verschiebt man diese hin und her und hebt sie ab. So entstehen Mamorierungen und fließende Farbverläufe. Eigentlich ist Décalcomanie eine Monotypie, sie bildet aber nicht wie diese ein Motiv ab, sondern fungiert selbstständig als Motiv.

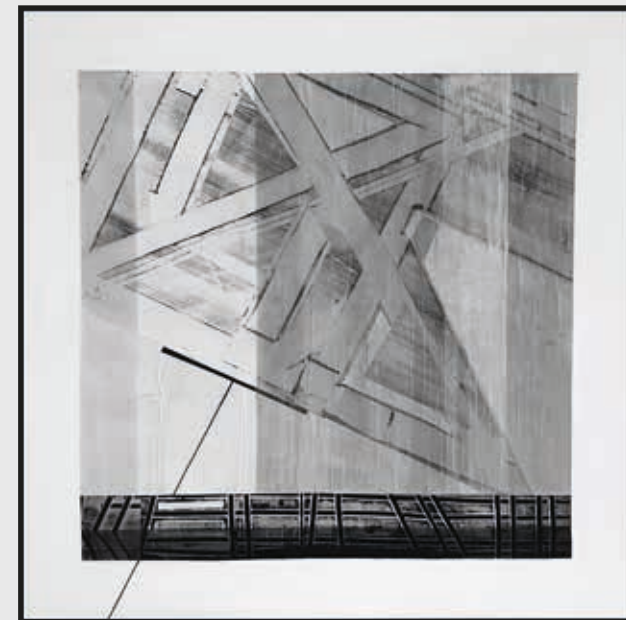
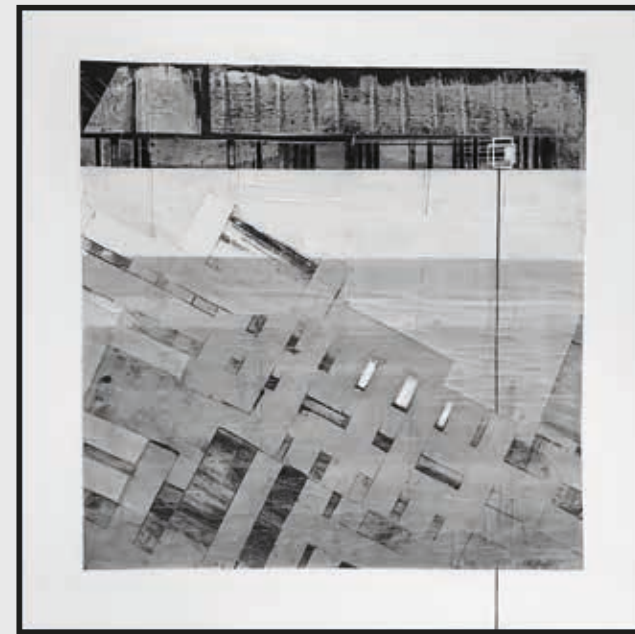


Kathrin Christoph „Sichtweite“, Details (I & II)
Collage Acryl-Dècalcomanie-Papiere auf
Leinwand, 40 x 100 cm





Kathrin Christoph aus den Serien „Brückenfinden“ (o.) und „aqua fragile“ (r. S.)





„Wo ist mein Zuhause? Wo lebe Ich derzeit? Wo wurde Ich geboren? Wo bin Ich aufgewachsen? Oder wo habe Ich mich entschieden, zu verweilen? Wo fühle Ich mich wohl? Wo habe Ich Freunde und Familie? Wo finde Ich meine wahre Identität?

Ist Heimat etwas, wonach Ich mich sehne, etwas, das in Meinem Herzen ist, etwas, das Ich immer wieder vermisse, wenn Ich weit weg bin ... der Ort, an dem Ich mich sicher fühle und mit dem Ich in Einklang bin?

Die Suche nach Stabilität ist eine typische menschliche Wunschvorstellung, aber kann Ich diese auch finden?“

So beschreibt es mit jeweils großgeschrieben Ich die 1984 in Kosiv (Ukraine, Ost-Galizien) geborene Marianna Glynska.

Nach ihrem Schulabschluss 2001 studierte sie Linguistik und Literatur an der V. Stefanyk Precarpathian University in Ivano-Frankivsk. Sie besuchte Kurse in Photographie und engagierte sich in der lebendigen regionalen Kunst-Szene. Eine erste Einzelausstellung hatte sie 2006 im Kunstmuseum von Ivano-Frankivsk. Viele weitere, auch internationale Ausstellungen folgten.

2009 erhielt sie das Fulbright-Stipendium für ein USA-Kunst-Studium und erwarb 2012 den Master of Art-Abschluss an der Texas Tech University in Lubbock.

„Angesichts der momentanen Verhältnisse und des Krieges in der Ukraine verließen Hunderttausende Menschen gezwungenermaßen ihr Land

und haben vielerorts auf der Welt eine neue Heimat gefunden. Wird diese neue Heimat eine vorübergehende oder eine dauerhafte sein? – Das muss jeder für sich selbst entscheiden!

Ich jedenfalls trage Meine Heimat in mir: Diese Serie von photographischen Arbeiten erforscht meinen Bezug zu meiner Heimat und meiner Identität. Ich habe aus der Ukraine Selbstportraits mitgebracht, die Ich in meinem Heimatland aufnahm und Ich habe diese Bilder mit nach Deutschland gebracht, wo Ich derzeit arbeite und lebe. So verbinde Ich mein wahres Selbst, das in der Ukraine geformt wurde, mit meinem jetzigen deutschen Zuhause, meiner Suche nach Gemeinsamkeiten und Unterschieden und dem Blick auf mich selbst von außen.“

Marianna Glynska arbeitet in ihren Photographien, die oft aus Installationen hervorgehen und die sie später in Ausstellungen vielerorts auch als solche präsentiert, mit gekonnt gesetzter partieller Unschärfe und mit Verwischungen, die beim flüchtigen Betrachten irritieren, die aber die essenziellen Details hervorheben und einbetten in charakteristisch malerisch aufgefasste Bildteile, in bewusst gewählten Unschärfen oder Farbchangierungen.

Dabei geht es der Künstlerin in der Gestaltung nicht um gehaltvolle Tiefenschärfe im Bild, sondern um die existenzielle Tiefe ihrer Gefühle.

Ein Zitat von Ansel Adams unterstreicht dieses Prinzip: „There is nothing worse than a sharp image of a fuzzy concept.“







gyb
dyr
heymat





Ein typischer Schweiger ist er nicht, der Detlef Schweiger, denn er kann auch redselig, mitunter sogar sehr laut sein in seinen künstlerischen Arbeiten. Der 1958 in Düsseldorf Geborene, den es dann irgendwann nach Dresden verschlug, wo er seitdem siedelt über der Elbe in Loschwitzer Gefilden (pardon Detlef, du bist ja ein waschechter Löbtauer!) und sich im Multitasking der unterschiedlichsten Genres ausprobiert, reduziert in den Drei-Wort-Gedichten: **gyb/dyr/heymat**, ausufernd in „**meyn_graphyc_heym**“. Auf 150 x 300 Zentimetern zerriss er alte Radierungen aus über 40 Jahren graphischer Arbeit und collagierte sie in neuer Ordnung überzeichnet mit Graphit und Tusche. Schon der Titel ist ein nichtschweigender Schweiger, wie auch sein schon betagter kleiner Siebdruck „Home of the Brave“, dereinst der Laurie Anderson gewidmet, für uns neu herausgekratzt aus der schier überquellenden Fülle des Schweigerschen Œuvres: Heimat allerorten für all die tapferen Kunstpiraten.

Was bleibt da noch übrig? Doch wohl nur die zweite Haut, die Hülle, die die Nacktheit beim Arbeiten bedeckt, denn nackt ist nur die Künstlerseele, die sich unvermittelt als Unität im Werk offenbart. Eine typische Schweigersche Werksangabe:

„**schweiß & schmutz_tränen & triumph** stecken in dieser Arbeitsjacke, in der ich nie gearbeitet habe, sondern nur Kunst erzeugte.

Vor 40 Jahren hat mir diese damals fast ungetragene Wattejacke mein Bruder übergeben, als er seine Heimat Dresden für immer verließ. Er hatte sie zuvor nur noch kurze Zeit bei seiner Arbeit als Kraftfahrzeugmechaniker getragen und vor seiner Ausreise aus dem Eigentum des VEB Verkehrsbetriebe Dresden, wo er angestellt war, entwendet. Die Alu-Marke im Knopfloch der Jacke weist noch immer auf den einstigen Eigentümer hin. Das mitfühlende Bruderherz meinte damals: ‚Die kannst du gut gebrauchen in deinem im Winter immer zu kalten Atelier!‘, was sich vollends bewahrheitet hat.

Nun, da die während meines Gebrauchs niemals gereinigte Jacke vor Dreck steht, stinkt, ausfranst ... ihren Dienst getan hat, lege ich sie ab und deklariere sie anlässlich dieser Ausstellung um, zum geschichtsträchtigen Kunstobjekt, in dem ich 40 Jahre heimatliche Schaffenswärme erhalten durfte.

(Gewidmet meinem einstigen Mentor, dem jüngst verstorbenen Eberhard Göschel)“



„lose_heyamat_dd“, 230 x 160 cm, Collage, 2023 (o.)

„schweiß & schmutz_tränen & triumph“, Objekt (l. S.)

„schimmelblau und semmelblond – Photographien aus der Heimat“



Der 1959 in Weida in Thüringen geborene Micha Brendel wechselte oft seinen Wohn- und Arbeitsort. In den Jahren kurz vor der Wende betrieb er ein Atelier in der später durch Hausbesetzungen wild berüchtigten Mainzer Straße in Berlin.

In seinem Atelier wurde eingebrochen und gestohlen, wie auch in einem nahegelegenen, von der DEFA angemieteten Laden. Einzig ein Bündel teils zusammengeklebter, teils verschimmelter Photographien hinterließen die Diebe dort. „Die Photos changieren zwischen großer photographischer Detailtreue (Plattenkamera, große Negative) und zunehmender, fast kompletter Auflösung und Zerbröselung durch unsachgemäße Lagerung und Zeitumstände. Das bringt Spannung in die Fotos, weil dies alles dicht nebeneinander ablesbar und gleichzeitig verrätselt ist. Und natürlich übernehmen diese Auflösungsstrukturen inhaltliche Bezüge zu Deutschlands Schicksal im Zweiten Weltkrieg.“ So fasziniert von der morbiden Ästhetik der Fundstücke war Micha Brendel, den ohnehin Zerfallsprozesse interessieren, dass er dieses Bündel jahrelang aufbewahrte.

„Im engeren Sinne handelt es sich um originale (Vintage-) Werbefotos der Berlin-Film GmbH zum Kinofilm ‚Die heimlichen Bräute‘ (in den Hauptrollen Rudolf Prack und Magda Schneider, Regie Johannes Meyer) der von 1943–1944 produziert wurde. Es wird sich um einen typischen, burlesk-komödiantischen Ablenkungsfilm im Zweiten Weltkrieg handeln. Allerdings besagt das Filmlexikon, dass er von Propagandaminister Joseph Goebbels (seines Zeichens omnipotenter ‚Filmministers‘ und ‚NS-Filmdiktator‘) wegen

‚Dilettantismus‘ verboten wurde. Ich weiß (bisher) nicht, was sich dahinter verbirgt.“ So wissen wir alle nicht, ob die mit dem Siegel der NS-Filmprüfstelle versehenen Bilder eine Zensur im engeren Sinne darstellen oder ob dies einfach nur Usus im Dritten Reich war.

Aber was haben diese Bilder, die nun erstmals ausgestellt werden, eigentlich mit unserem Thema zu tun, wird sich ein Hintersinniger fragen? Blicken wir auf den eingangs (S. 6) zitierten Ernst Bloch zurück: „... so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“ Und wir vernachlässigen dabei den Aspekt der Genesis beim Hoffnungs-Philosophen, sondern blicken auf ein Stück Fernsehgeschichte der DDR (im Ostfernsehen, wie man damals in Thüringen zu sagen pflegte, da meistens die Sender aus dem Westen in der Röhre flimmerten) zurück. Wöchentlich stieg zu Tschai-kowski-Musik ein älterer smarter Herr, der Willi Schwabe (1915–1991), mit Laterne eine Treppe empor in seine Kammer und verbeugte sich tief vor einem imaginären Publikum, um in seinem requisitenreichen Refugium kenntnisreich Tonfilmschätze, Stars und Sternchen des deutschen Films seit 1929 in seiner „Rumpelkammer“ zu präsentieren. Auf eine ansonsten allgemein übliche Ideologielast verzichtete Willi Schwabe auch bei den burlesken NS-Produktionen. „Diese für die damalige Zeit gekonnt produzierte Sendung beeindruckte mich in meiner Kindheit in Weida schon und auch in Erinnerung an diese Zeit bewahrte ich diese morbiden, teils fragmentierten Stücke genau für diese Ausstellung auf.“









Frei nach J. W. Goethe: „Die Stadt ‚Chemnitz‘ hat das edelste und das bedeutendste Verhältnis zur Geschichte unserer Tage.“ würde Osmar Osten, 1959 in Karl-Marx-Stadt geboren, wohl nicht seinen Geburtsort beschreiben. „Ich kann dir sicher ein paar Sarkasmen liefern“, ließ er letzters am Telefon verlauten. Den alten Kalauer: „Karl-Chemnitz-City“ für diese Namenswechselstadt (Kamenitz – Chemnitz – Karl-Marx-Stadt – und wieder Chemnitz) verwendet er natürlich nicht, da er, wenn überhaupt, Tiefgründigeres in petto hat, zumal sich seine Heimatstadt bis 2021 ja auch noch den Beinamen „Stadt der Moderne“ gab, den Slogan aber wechselte, den Grund verkündete die Tagesschau: „Hier ist das Erste Deutsche Fernsehen mit der Tagesschau. Im Studio heute bei Ihnen: Susanne Holst. Guten Tag meine Damen und Herren, ich begrüße Sie zur Tagesschau. Europäische Kulturhauptstadt – das ist ein großer Titel, verbunden mit der Chance, das eigene Image zu stärken –, oder sich überhaupt in den Nachbarländern bekannt zu machen – Tourist*innen anzulocken mit einem Preisgeld aus Brüssel. 2025 darf auch Deutschland wieder eine Kulturhauptstadt stellen. Am Mittag nominierte eine EU-Jury dafür die sächsische Stadt Chemnitz.“ Auf meine telephonische Anfrage, ob er nun stolz ist, ein Kulturhauptstadt-Bürger zu sein, schallt mir ein fröhliches „Ha ha ha ...“ entgegen. „Ja irgendwie beschäftigt mich dies schon, ich werde ja auch eingebunden sein, aber Kulturhauptstadt ist doch kein treffender Begriff für kleine Regionen, man sollte den Titel überdenken, für Athen zum Beispiel mag er ja zutreffen.“

Osmar Osten gibt an, ein „philosophisches Paradoxon, das die Sätze ungern zu Ende spricht“, zu sein.

Und in einem Radiointerview zum Jahresanfang 2023 verdeutlicht er seine unzeitgemäße hinter sinnige Methode: „*Das Desinteresse und die Langeweile sind ja die Hauptfeinde der ganzen menschlichen Existenz.*

Das Leben am PC ist schön! Aber es ist ja unglaublich: Vom Architekten bis zu allen möglichen Menschen ... die sitzen den ganzen Tag! Da ist ja schon eine kleine Panik, wenn man irgendwo zu spät kommt, ein Erlebnis.“

Mit seinen Episteln als literarisch-philosophisch ironisierende Kunstform auf unterschiedlichsten Materialien wie Papier, Leinwand, Holz, Glas, Bronze, Aluminium, Keramik und Porzellan ist er ein würdiges auf den Zeitgeist blickendes ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Künste, auf den diese stolz sein kann, denn ihm selbst, dem Osmar, geht jedweder Stolz ab.

„Der Denker denkt nach, er denkt nicht vor.“ Dieser Denkansatz Raoul Hausmanns könnte ein Leitsatz sein für den *digitale Uhren Verabscheuenden und analoge Liebenden ohne sie sammeln zu Wollenden Osmar Osten, der Zeit für eine Erfindung hält und trotzdem zurechtkommt.*

Er, der nach Möglichkeit dem digitalen Versand von Nachrichten entsagt und wenn dies überhaupt notwendig sein sollte, Bekannte dafür einspannt, schreibt noch besondere Postkarten und eine solche erhielt ich auch als Ankündigung für den Datenversand seiner eigentlich analogen, nun aber für den Druck digitalisierten Werke.



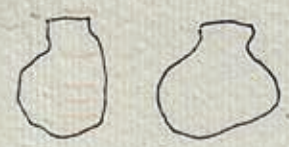
Aber was für eine Ankündigung! „o.o.plauen – Ein vogtländischer Almanach“ erwartet mich! Osmar, der ständig mit seinem Auto in Sachsen und darüber hinaus unterwegs ist als „Landschaftsgestalter“ (diesem Aspekt widmeten seine Interpreten bisher keine Beachtung) und Land und Leuten aufs Maul schaut sowie das Skurrile in den Regionen und Kunststationen erforscht, besuchte, nun

können wir gewiss sein, das Erich-Ohser-Haus in Plauen. Und anders als der ohne Worte auskommende deutsche Klassiker der „Vater und Sohn“-Bildgeschichten, die auch als „Pantomime strips“ bezeichnet wurden, offenbart uns Osmar einzelne Sprechblätter als skurrile lapidare Paradoxie, sozusagen als „inverse Pantomime“, e.o.plauen zu Ehren.

- O.O. Plauen
ein vogtländisches
Allmanach
Fünf Lithografien -
2023

Deutsche Väschen

Die Farben des Erzgebirges
als Kulturwaren
Collection



2022

Herausgeber: Dreizett - Herstellung: Fa. Heidler & Föhle Scheibenberg

011129
DRESDEN
Mi. Fohler Mann Str. 8
Zobler Wenzel



xWER WAR
ALBRECHT
DÜRER?



O.O.

TAGESEMPFEHLUNG:

GUTE GESELLSCHAFT

~~ICH HABE -
SO SEHR FÜR -
EINE -
SCHLECHTERE -
GESELLSCHAFT -
GEKÄMPFT!~~

Die Drahtkale

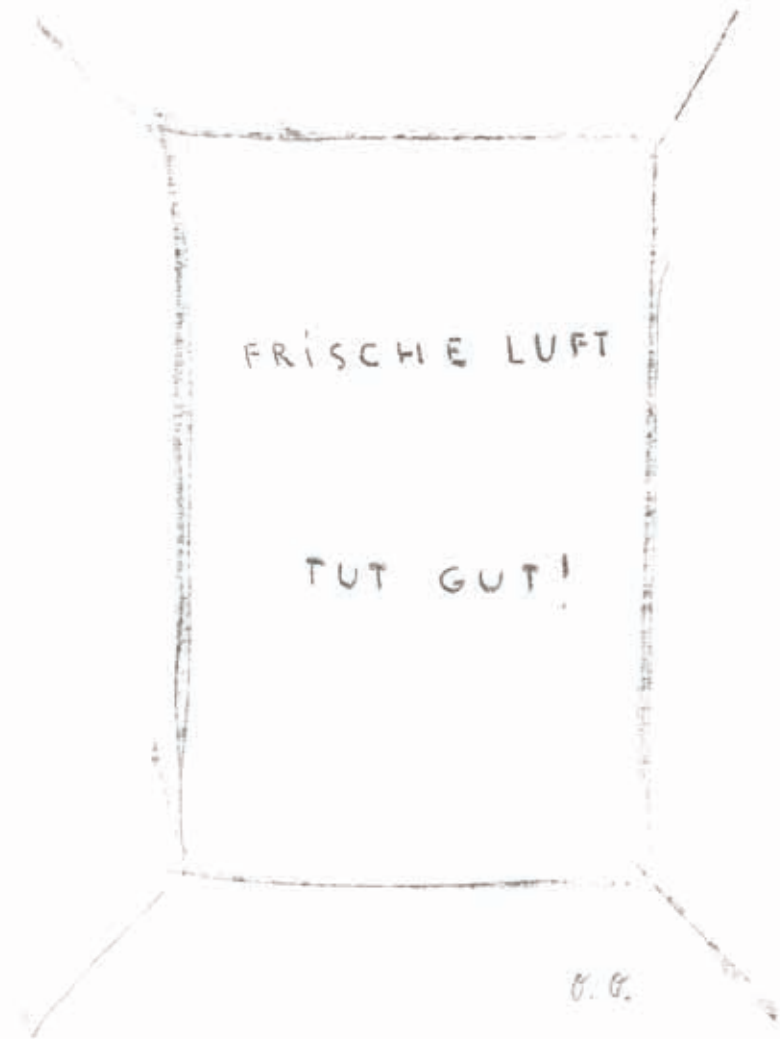
WIR SIND DAS VOLK!



(ABER NICHT GERNE -)



lalalalalala
OSTEN I





Die Keramiken „Deutsche Väschen“, die etwas gedrunen, leicht verformt, bauchig schräg bei Osmar Osten gestaltet tanzen, besitzen eine doch perfekte Funktionalität. Aber man möchte daraus weder den Wein trinken bzw. daraus ausschenken, noch einen stolzen farbigen Blumenstrauß drapieren. Am ehesten arrangiert man darin eine Distel, die Silberdistel vielleicht, eine dem „Deutschen Väschen“ angemessene Pflanze. Diese Väschen-Ambivalenz zu Deutschland kommt subersiv daher.



IMPRESSUM

Umschlag – Abbildungen:

U 1: Janak Kouzel, „Kupala“, Photographie
U 2: Irena Paskali „Mitgift“, Photographie
U 3: Osmar Osten, Gedicht
U 4: Detlef Schweiger, Drei-Wort-Gedicht
Innentitel: Irena Paskali „Mitgift“, Photographie

Text, Bildredaktion, Gestaltung, Herausgeber: Holger Wendland
Korrekturen: Kerstin Thierschmidt

Die kursiv gesetzten Zeilen auf S. 80 sind Zitate einer Radio-Sendung am 3. Januar 2023
mdr Kultur von Ulrike Thielmann: „Das Kuriosenkabinett des Chemnitzer Künstlers Osmar Osten“

© alle Bild- und Textrechte verbleiben bei den Autoren

© für diese Ausgabe 2023
Kunstinitiative „Im Friese“ e. V.
Friesestraße 31
OT Kirschau
02681 Schirgiswalde-Kirschau



Gefördert von



Galerie F
Gallery L
Galeria O
галерея O
갤러리 X

Die Heimat
kickt sich
selbst ins
Knie
Die Heimat
der Nil
Die Heimat
ist mein
Ziel
Nie wieder
Nil.

hey mat

deyne

ynsel